

messene Selbstführung im Feld von Leistung-Erfolg-Anerkennung. Diese Rationalitäten sind weder ausschließlich medien-gemacht noch unabhängig davon. Herrschende Diskurse in Gesellschaft und Medien, so ein Resümee dieser Arbeit, stehen in reziprokem Zusammenhang. Analysen von Gesellschaft, Medien und RezipientInnen, die diese drei Größen in ihrem Wechselspiel betrachten, statt isoliert voneinander, versprechen insofern einen Zugang zu »kollektiv geteilten Sinngehalten« (Degele 2004: 36). Einmal mehr zeigt sich mit dieser Arbeit das Gewicht rezipientInnen-/subjektorientierter Forschung. Und nicht nur das – auch die Relevanz qualitativer Methoden zum Erschließen der Lebenswelten und des Alltags der Beforschten. Selbst wenn die Ergebnisse nicht signifikant sein können, sind sie doch unerlässlich zur Entschlüsselung von Sinnhorizonten.

6.2 Offene Fragen und Ausblick

Wie in den Befunden an einigen Stellen ausgeführt lassen sich manche der Auswertungsergebnisse nicht abschließend einordnen bzw. klären. Auch sind einige der Erkenntnisse so rudimentär, dass ihre Interpretationen in dieser Arbeit auf hypothetisch-spekulativer Ebene verbleiben (müssen). Als Forschungsdesiderata betrachtet bieten diese Daten dennoch Raum für kritische Erörterungen, alternative Auslegungen und Möglichkeiten als fruchtbare Ansatzpunkte für Anschlussforschungen und sollen insofern kurz angerissen werden. Dies betrifft die folgenden Bereiche:

- a) Die marginalen Thematisierungen des Äußeren in den Aushandlungen zu *Germany's Next Topmodel*, die Bedeutung von Milieu und kulturell-ethnischem Hintergrund für die Medienaneignung und Rahmungen von Schönheitspraxen,
- b) die Ambivalenzen im Feld von Selbstermächtigung und Selbstnormalisierungen zwischen Distanzierungsstrategien, Abwertungen des Weiblichen, Hypernormalisierung und dem männlichen Blick,
- c) Kritik- und Medienkompetenz.

a) Marginale Thematisierung des Äußeren in den Aushandlungen zu *Germany's Next Topmodel* und milieuspezifische Hintergründe von Aneignung und Einschreibungen

Aussehensbezogene Themen in der Medienaneignung von *Germany's Next Topmodel* erweisen sich in der Befundung wie ausgeführt als nachrangig für die Zuschauerinnen. Seltenheit der Thematisierungen, Selbstreferenzialität der Aushandlungen und Intensität der Positionierungen werden interpretiert als Nicht-Thematisierungen und Ausparungen; erklärt wird diese sekundäre Bedeutung des Aussehens der Medienfiguren durch die spezielle Verknüpfung des Medientextes mit Bezügen aus eigenen Lebenswelten. Unverkennbar heben sich diese Ergebnisse ab vom Mehrheitskonsens der sonstigen Forschungen. Daher soll an dieser Stelle eine andere bzw. ergänzende Deutung des Befundes dieser Arbeit diskutiert werden, der sich anlehnt an den Common Sense aus öffentlicher Meinung und Wissenschaft. Diese Interpretation ist im Kontext der Kultivierungshypothese verortet, mit der sich die Nicht-Thematisierung als Indikator dafür auslegen lässt, wie stark normalisiert die Jugendlichen dünne Medienpersonen

aneignen. Dünner Körper und »Schönheit« der weiblichen Medienfiguren stellen demnach eine Selbstverständlichkeit für die Mädchen dar. Diese Deutung lässt sich ausweiten auf den Modelbereich im Besonderen und die Seltenheit der Thematisierungen als Beleg sehen für internalisierte Wissensbestände der Befragten. Im Rahmen dieser Erklärung lägen also Nicht-Thematisierungen und Aussparungen vor, die auf gemeinsam geteilte Selbstverständlichkeiten verweisen im Hinblick auf dünne Frauen und ein konsensuelles, atheoretisches Wissen über Idealbilder.

Diese Interpretation findet vor dem Hintergrund der Einbindung lebensweltlicher Bezüge der Aushandlungen allerdings wenig Halt. Wie bereits mehrfach ausgeführt soll damit nicht gesagt werden, dass Medienfiguren keine Vorbildfunktion bezüglich des Äußeren einnehmen können. Vielmehr will sich diese Arbeit abgrenzen von einem unikausalen Wirkungsmodell. Plausibel scheint, dass in der Gesellschaft bestimmte Ideale und Normalisierungen »zirkulieren«. Diese werden in der den Medien immanenten und typischen Form als starke Stimuli übersteigert und durch die Omnipräsenz in hoher Anzahl sichtbar. Dadurch können mediale Texte und Bilder bestimmte Vorstellungen, Normalisierungen, Ideale fördern – allerdings in Anlehnung an die Befunde dieser Arbeit und Ansätze wie die Cultural Studies vor allem dann, wenn sie einen Bezug aufweisen zu Lebenswelten, Erfahrungsbezügen und Alltag der Rezipierenden. Auf Basis dieser Prämisse lassen sich Medientexte fruchtbar machen in der Interpretation ihrer »Produktions- und Rezeptionsästhetiken« (Hoffmann 2010: 22), die in einem »Zusammenhang mit gesellschaftlichen Verhältnissen und Ideologien stehen« (ebd.). Damit stellt das Aussehen von Medienfiguren weniger normatives oder »weisungsgebendes« (ebd.: 23) Manipulationsinstrument dar. Stattdessen lässt es sich lesen als aussagekräftiges Moment, welche Arten von Symbolisierungen für die RezipientInnen sinnhaft sind, um darüber im Sinne der Anschlussfähigkeit schließen zu können, welche virulente Norm(alisierung)en in deren Lebenswelten und Alltag vorherrschen. Sprich, durch »Akzeptanz bzw. Nicht-Akzeptanz« (ebd.) werden Hinweise sichtbar, »an welchen Images und Körperpraktiken Menschen audiovisuell teilhaben möchten und welchen nicht.« (Ebd.)

Neben den spezifisch-historischen, gesellschaftlichen Prägungen haben selbstverständlich weitere Faktoren Einfluss auf Wissenshorizonte und Sinnstrukturen. Partuell wird dies in den Befunden evident, auch ohne dass ein Fokus auf diesem Moment liegt. Besonders deutlich ins Auge stechen bspw. die unterschiedlichen Anforderungen an Verweise auf Weiblichkeit und dessen Komplementär Individualität in Bezug auf die Schönheitspraxen in eigenen Erfahrungsbezügen. Aufgrund der Homogenität der Meinungen im Intragruppenvergleich liegt die Interpretation nahe, dass hier der lebensweltlich-kulturelle Hintergrund eine Rolle spielt¹. Die theoretische Verortung der Arbeit wie auch die Methodik sieht nicht vor, operationalisiert über Bildungsmilieu oder

1 Neben der Möglichkeit einer Antwortverzerrung durch Gruppeneffekte.

Sozialraumanalyse Unterschiede herauszuarbeiten². Daher sind die folgenden Ausführungen ausschließlich hypothetischer Natur.

In einem Intergruppenvergleich zeigen sich anhand der Aushandlungen zum Sich-schön-machen zwei »Fraktionen«, die sich charakterisieren lassen bezüglich der affirmierten Normalisierungen zur Stärke der Sichtbarkeit von Schönheitshandlungen. Der eine »Pol« fordert deutlich mehr und offensichtlichere Schönheitspraxen. Es scheint, dass die Herstellungsleistung beim Aussehen für diese Gruppen erkennbarer sein muss und die Anforderungen an Nicht-Sichtbarkeit der Hergestelltheit niedriger sind. Das offensichtlich bearbeitete Äußere wird von diesen Mädchen als bedeutender empfunden als von denen der anderen Fraktion.

Die Schönheitspraxen und deren argumentative Rahmungen erweisen sich für diese Gruppen stärker an der Betonung weiblicher Chiffren ausgerichtet, offenbar im Zusammenhang mit einer stärkeren Affirmation klassischer Geschlechterordnungen. Bspw. wird von diesen Jugendlichen außergewöhnlich-individuell auffallendes Aussehen negativ betrachtet. Sie bezeichnen es u. a. als »Penner/Abgefuckt« (Prenzlauer Berg) oder »hässlich« (Oberschöneweide), dechiffrieren es als ungepflegt und unweiblich. Für den anderen Pol ist diese Form des Aussehens positiv konnotiert, sie referenzieren darauf u. a. als »interessante, außergewöhnliche Schönheit« (Friedenau). Kritisch gesehen werden in diesen Gruppen eher die »Girl-next-door« und »Shape-Gesichter« (Kreuzberg 2017) oder die »08/15-Gesichter« (Pankow). Diese Gruppen sind markiert dadurch, dass sie für Schönheitspraktiken den »natürlichen Look« und die Inszenierung der eigenen Individualität als Understatement bevorzugen. Von Wichtigkeit scheint zu sein, weibliche Chiffren nicht zu offensichtlich zu verwenden. Die Inszenierung von Mühe- und Absichtslosigkeit hat hier besonderen Wert, anscheinend in Verbindung mit der Intention, sich als autonom zu geben und damit von Oberflächlichkeit und der Abhängigkeit vom Blick anderer abzugrenzen.

In Anlehnung an die Ergebnisse verschiedener Studien scheinen sich milieuspezifische und lebensweltliche Besonderheiten abzubilden: Empirische Forschungen geben eindeutig Auskunft, dass Körpertechnologien sowie deren argumentative Rahmung durch Strukturvariablen wie das soziale Setting, in dem Subjekte sozialisiert werden, geprägt werden. So wies bspw. Hradil (2009) lebensstilspezifisches Gesundheitsverhalten nach. Koppetsch (2000) fand in ihrer Untersuchung milieuhängige Körper- und Schönheitsideale, die sich mit den beschriebenen Befunden dieser Arbeit decken, bspw. in der Form, dass in individualisierten Milieus Schönheit im Sinne von Authentizität und Individualität definiert wird. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch Otte (2007). Er resümiert in seiner Studie zu klassenspezifischen Körperinszenierungen

2 Zwar wurden die besuchten Schultypen ebenso wie das Alter und der Bezirk, in dem die Befragten wohnen bzw. zur Schule gehen, erhoben. Für den Fall, dass auffällige Unterschiede in den Aushandlungen auftreten, so die Annahme dahinter, lassen sich »unabhängige Variablen« nachvollziehen. Dieses Vorgehen hat sich insofern bewährt, als in den Gruppendiskussionen mit jungen Jugendlichen, die die Grundschule besuchten, im ersten Auswertungsdurchgang deutliche Unterschiede in den Aushandlungen sichtbar wurden. Für den Bildungshintergrund zeichnen sich kaum derart deutliche Unterschiede ab; allerdings hatten in einigen Gruppendiskussionen die Befragten einer Gruppe jeweils unterschiedliche Bildungshintergründe.

Jugendlicher unterschiedliche Schönheitspraktiken in Abhängigkeit von Bildungsmilieu bzw. Beruf. »Sexuelle Attraktivität und statusorientierte Trendteilhabe« (ebd.: 183) werden demnach eher von Jugendlichen bildungsferner Herkunft und statusniedriger Bildungs- und Berufsgruppen dargestellt. Bei den Jugendlichen aus bildungsnahen Milieus macht Otte dagegen eine inszenierte Nachlässigkeit und konsumskeptische Individualisierungsrhetorik aus (vgl. ebd.).

Eine der umfangreichsten Forschungen auf diesem Gebiet stellt Penz' (2010) Untersuchung zu »klassen- und geschlechtsspezifischer Körperlichkeit« dar. In dieser Studie weist Penz Unterschiede in aussehensbezogenen Praxen und Diskursen in Abhängigkeit von der sozialen Situierung der Befragten nach³. Analog zu den Ergebnissen von Koppetsch (2000) resümiert Penz, dass die Rationalitäten und Praxen von Frauen der oberen Klasse zentral von Individualität, Natürlichkeit, Autonomie und Authentizität bestimmt sind. Sie rahmen ihre – durchaus zahlreichen – Schönheitspraxen argumentativ damit, sich wohlfühlen und ihren individuellen Look ausdrücken zu wollen. Von Schönheitspraxen und an äußerlichen Idealen orientierten Handlungen wird sich kritisch-ironisch distanziert und stattdessen auf die »Pflege des persönlichen Stils« (ebd.: 161) verwiesen. Über diese Strategie nehmen die Frauen, so Penz, gleichzeitig eine Distinktion von den Frauen anderer Klassen vor. Die weiblichen Befragten unterer Klassen dagegen verweisen in Penz' Untersuchung dezidiert darauf, vielfältige und vielzählige Schönheitspraxen vorzunehmen und zeigen wenig Legitimierungsstrategien. Die hohe Relevanz des Aussehens für diese Frauen sieht Penz auch in deren Rückgriff auf Experten, wie mediale Vorbilder oder Schönheitsdienstleister. Zur Erklärung der klassenspezifischen Differenzen bezieht sich Penz – ganz im Sinne Bourdieus – auf das strukturelle Machtgefälle und die unterschiedliche Verfügung über ökonomisches und kulturelles Kapital, das in der Gegenwartsgesellschaft die Benachteiligung von Frauen und unteren Klassen perpetuiert. Diese Machtlosigkeit suchen Frauen der unteren Klassen, so Penz, zu kompensieren, indem sie stärker in ihr körperliches Kapital investieren:

-
- 3 Theoretisch verortet Penz die Forschung in den Konzepten Bourdieus (1987). Bourdieu ist einer der meistzitierten Autoren bezüglich sozialer Situierung von Subjekten und der daraus resultierenden Unterschiede. Auf der Basis umfangreichen empirischer Forschungen, die Bourdieu 1963 bis 1979 in Frankreich durchführte, entwickelte er eine Theorie zur Vergesellschaftung von Subjekten durch das soziale Setting, in dem sie sozialisiert werden. Die von Bourdieu in diesem Kontext konturierten Begriffe wie Habitus, Hexis, Kapital, Lebensstile, soziale Distinktion sind als zentrale Referenzen in vielfältigen Forschungsbereichen in den wissenschaftlichen Diskurs eingegangen (vgl. bspw. Gugutzer 2006, Villa 2008b). Bourdieu wies nach, dass und wie die gesellschaftlichen Schichten einen spezifischen Habitus, als »subjektives, aber nichtindividuelles System verinnerlichter Strukturen« (Bourdieu 1987: 112), und damit Abgrenzungsmechanismen (re-)produzieren durch Einverleibung und Verkörperung der Praxisstrukturen. Diese »unmerklich inkorporierten« (ebd.: 137) gesellschaftlichen Strukturen bilden sich also in den Praxen und Rationalitäten der Subjekte stets ab und der Körper stellt somit »die unwiderlegbarste Objektivierung des Klassengeschmacks« dar (ebd.: 307). Bourdieu war dabei in seinem Schaffen keineswegs neutral, sondern politisch und gesellschaftskritisch und analysierte die unterschiedlichen Herrschaftsverhältnisse, die sich vergeschlechtlicht oder über die Platzierung im sozialen Raum niederschlagen.

»Geringes ökonomisches und kulturelles Kapital hat zur Folge, dass dem körperlichen Erscheinungsbild hohe Bedeutung zukommt und sich soziale Machtlosigkeit in einer relativ aufwändigen Schönheitspraxis zeigt. [...] Die Schönheitsanforderungen, die auf den Frauen der unteren Klasse lasten, bleiben weitgehend unreflektiert, sind Teil der (unbewussten) körperlichen Gewohnheiten bzw. der ästhetischen Selbstregierung und stellen insofern ein Paradebeispiel für die Mechanismen symbolischer Gewalt in der Gegenwartsgesellschaft dar.« (Ebd.: 200)

Die Ergebnisse der geschilderten Untersuchungen scheinen sich partiell auch in den Befunden dieser Arbeit abzubilden. Im Kontext des oben angeschnittenen Feldes normalisierter Sichtbarkeiten ließe sich fragen, ob bei denjenigen Jugendlichen, die eine erkennbare Hergestelltheit der Schönheitspraxen und darüber eine größere Sichtbarkeit der Leistung in diesem Bereich fordern, das Aussehen generell als relevantere Kategorie der Identitätsarbeit und Selbstbestimmung empfunden wird. In Anlehnung an Bourdieus (1987) Kapitalsorten ließe sich dieses Feld für Anschlussforschung fruchtbar machen und bspw. darauf befragen, ob die hohe Bedeutung einer Kapitalart (in diesem Fall des Aussehens als soziales Kapital) die Funktion der Kompensation anderer Kapitalarten impliziert (bspw. des ökonomischen oder kulturellen Kapitals). In Anbetracht der Forschungslage lässt sich konstatieren, dass in diesem Feld offensichtliche Forschungsdesiderata bestehen und Anschlussuntersuchungen vonnöten sind, insbesondere wenn man davon ausgeht, dass sich qua Schönheitshandeln auch soziokulturell-strukturelle Facetten der jeweiligen Gesellschaftsform analysieren lassen. Zu diesem Ergebnis kommt auch Penz (2012), der eine erhebliche Wissenslücke kritisiert und problematisiert, es gebe

»bis heute wenig gesichertes Wissen über die Gründe für persönliche Vorlieben und Abneigungen auf dem Gebiet der Schönheit oder über persönliche Handlungslogiken. Vor allem aber fehlt es an wissenschaftlichen Befunden, die zur Systematisierung des Schönheitshandelns beitragen würden, indem sie soziologische Regelmäßigkeiten, etwa milieu- oder klassenspezifische Interessenlagen und Wahrnehmungsweisen, erklären.« (Ebd.: 6)

Eine ergänzende Erklärung zum milieuspezifischen Hintergrund können kulturell-ethnische Momente darstellen. Dies deutet sich in den Befunden an, bspw. in der Moabiter Gruppe und der aus Wedding, in der ausschließlich Mädchen mit Migrationshintergrund (türkisch und/oder arabisch) befragt wurden. Neben vielen Homogenitäten verweist der Intergruppenvergleich auf einige von anderen Gruppen abweichende Auseinandersetzungen zum Aussehen. Einerseits scheint es hier, dass der Verweis auf Weiblichkeit elementar ist, andererseits sollen diese Verweise nicht als erotisiert im Sinne von freizügig für den männlichen Blick sichtbar werden.

W2: Nee, es ist, eine Frau sollte einfach auf sich achten

W5: Sie sollte nicht schlampig herumlaufen

W1: So wie meine Nachbarin – die Mutter von meiner Freundin läuft wie ne Schlampe rum [...] Obwohl sie Moslem ist läuft sie mit nem kurzen Minirock – äh lange Hackenschuhe also Stiefel und dann trägt sie auch noch n bauchfreies Top und zieht sich eine Lederjacke drüber und schminkt sich total wie ne Bitch und dann macht sie noch ihre

Haare perfekt – ich frag sie wohin gehst du und sie sagt, ich geh arbeiten – mit diesem Outfit Minirock lange Stiefel also mit Hacken, richtig Hacken und brauchfrei [...] – ich fragte sie wohin gehst du und sie arbeiten – in diesem Outfit? Und sie so wie soll ich n dann gehen? Und ich so mit ner Jeans und nem Pullover
(Zeile 174-185)

M2: Viele Frauen schminken sich auch für Männer – viele Frauen schminken sich doch für Männer um äh die Aufmerksamkeit von den Männern zu bekommen
(Zeile 511-512)

Auch für diesen Bereich sind Anschlussforschungen wünschenswert, die die lebensweltlichen, religiösen, geschlechtlichen und sonstigen Subjektpositionen, die Individuen auszeichnen und ausmachen, miteinbeziehen.

Neben diesen Unterschieden zeigen die Befunde dieser Arbeit, dass allen Gruppen gemeinsam ist, dass sie eine Vielzahl verschiedener Räume und Lebenswelten für den Alltag in eigenen Erfahrungsbezügen aushandeln⁴. Bemerkenswert ist die Homogenität dieser Räume und deren diversifizierte Anforderungen, Normalisierungen und Chiffren in den Thematisierungen und Positionierungen der Jugendlichen. Beim Aussehen als Symbolisierungen sozialer Bedeutung sind in den unterschiedlichen Räumen, so die Befunde dieser Arbeit, jeweils spezifische Identitätsmarker virulent. Und eben dieser Rahmen stellt sich als praxeologisch und diskursiv (str)eng definiert dar – von hoher Bedeutung für die Jugendlichen ist offensichtlich, sich an die verschiedenen Räume *angepasst* zu zeigen. Thomas/Stehling (2012) und Stehling (2015) kommen in ihren Forschungen zur Rezeption von *Germany's Next Topmodel* zu analogen Ergebnissen, die sich insofern als Vergleichshorizont für die Erkenntnisse dieser Arbeit verwenden lassen, als die Autorinnen Ambivalenzen und Brüche sowie daran angeschlossene Strategien des »Ambivalenzmanagements« (Thomas/Stehling 2012: 165) in das Zentrum ihrer Befunde stellen. Die Trennung unterschiedlicher Lebenswelten und Zuordnung der diskursiv verhandelten Anforderungen im Kontext dieser Erfahrungsbezüge deuten die Autorinnen nur an für den beruflichen Bereich. Ansonsten verorten sie die abweichenden Positionierungen der Zuschauerinnen auf einer allgemeinen Ebene als Spannungen, die durch spezifische gesellschaftliche Anrufungen bedingt sind und deren Ursache bzw. Analyse keiner weiteren Erklärung bedarf. Das Ambivalenzmanagement verorten die Autorinnen gesellschaftstheoretisch als spezifische Anforderung der Gegenwartsgesellschaft. Die Daten dieser Arbeit legen stattdessen nahe, dass für kontemporäre Subjekte durch das Aufwachsen in verschiedenen Lebenswelten die Gültigkeit verschiedener Maßstäbe normal(isiert) ist. Die Aushandlungen zeigen, dass die Jugendliche die Brüche in ihren Positionierungen gar nicht wahrnehmen und entsprechend nicht das Gefühl haben, etwas »ausbalancieren« zu müssen. Die Thematisierungen und Positionierungen, die auf das Vorhandensein von unterschiedlichen Normen hinweisen, zeigen, dass die Mädchen es als normalen Teil ihres Alltags empfinden, wenn sie für verschiedene Bereiche verschiedene Schönheitshandlungen vornehmen. Die diversifizierten Anforderun-

4 Das Vorhandensein pluralisierter Erfahrungsbezüge zeigt sich auch in den Ergebnissen aktueller Jugendstudien (vgl. bspw. Calmbach et al. 2016).

gen, die teils gegensätzlichen Werte, das enge Normenkorsett im Hinblick auf deren Erfüllung, der Druck und die Zwänge, die damit einhergehen, bleiben für die Mädchen größtenteils unhinterfragt-selbstverständliche Einschreibungen, die sie nicht mit strukturellen und gesellschaftlichen Machtverhältnissen in Verbindung bringen. Infragestellungen oder Kritik sind selten und verbleiben, wenn sie überhaupt vorkommen, meist auf der Ebene von Kritik an als einzeln wahrgenommenen Erscheinungen.

Degele (2004) kommt in ihrer Studie zu analogen Ergebnissen. Sie konstatiert Schönheitshandeln als kontextgebunden im Sinne einer Anpassung an gesellschaftliche Erwartungen und markiert ein Spannungsfeld zwischen den zwei Momenten »gesellschaftliche Anpassungszwänge« und »Authentizität«. Auch dieser Aspekt scheint den Befunden dieser Arbeit zufolge etwas anders gelagert zu sein. Authentizität und Angemessenheit in Abhängigkeit von den jeweiligen Räumen sind für die Befragten in dieser Arbeit keine zwei (gegensätzlichen) Bereiche, sondern greifen ineinander: Es gilt, authentisch zu sein *in* den jeweiligen spezifischen Anpassungen an die Lebenswelten/Räume. Auch für diesen Bereich gilt, dass Forschungen wichtig sind. Insbesondere qualitative Untersuchungen können dabei wichtige Arbeit leisten: In Anbetracht der rapiden und einschneidenden Entwicklungen der Gegenwartsgesellschaft, die sich bspw. in der Diversifizierung von Erfahrungsbezügen ebenso wie im Auseinanderdriften dieser ausprägt, ist ein Verständnis aus der Perspektive der Subjekte von hoher gesellschaftspolitischer Bedeutung.

Insgesamt lässt sich resümieren, dass die Melange an Werten, die die Mädchen teils gruppenhomogen, teils individuell über Schönheitspraxen aushandeln, offenbar für die Verkörperung verschiedener Subjektpositionen (vgl. Villa 2013a) steht: Weiblich, Schülerin, BerlinerIn, Kreuzbergerin, Araberin, Teenagerin, Freundin u. v. m. Für diese diversifizierten Positionen verweisen die Befunde auf eine weitgehend selbstverständliche Ko-Existenz, die in verschiedenen sozialen Kontexten, Erfahrungsbezügen, Lebenswelten und Räumen für die Jugendlichen normalisiert funktionieren und größtenteils der Problematisierung und dem bewussten Umgang damit entzogen sind.

b) Ambivalenzen im Feld von Selbstermächtigung und Selbstnormalisierungen: Distanzierungsstrategien und Abwertung von Weiblichkeit, Hypernormalisierung und der männliche Blick

Deutlich ins Auge fallen aufgrund der Häufigkeit wie auch Vehemenz der Positionierungen die Distanzierungsstrategien der Befragten in Bezug auf *Germany's Next Topmodel* sowie auf ihre eigene Rezeption. Diese werden in der Befundung größtenteils als selbstwertdienliche Antworten gewertet sowie als Aussagen, die aus der öffentlichen Meinung stammen bzw. teils gar die Form eines Common Sense zu haben scheinen, der *Germany's Next Topmodel* ins Feld von Unterschichtenfernsehen, Prekariat, Volksverdummung verweist. Die Auswertung legt diese Interpretation nahe, da die Distanzierungsstrategien i. d. R. zu Anfang der Gruppendiskussionen am deutlichsten auftreten und zudem Unterschiede zwischen der latenten und manifesten Ebene evident werden. Bemerkens- und ausführens-wert ist dieser Bereich darüber hinaus, da sich gesellschaftliche Prozesse der Diskriminierung von weiblich Codiertem interpretieren lassen. Denn bei einer Analyse im Gesamtkomplex der Auswertung erscheinen die Distanzierungs-

strategien als Verweise auf einen kollektiv geteilten Konsens, der die Sendung negativ, da trivial-weiblich assoziiert⁵: Vor dem Hintergrund der Gesamtheit der Befunde zeichnet sich ab, dass neben Referenzen auf den öffentlichen Diskurs auf einer subtileren Ebene Zusammenhänge mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen und systematischer Abwertung des Weiblichen sichtbar werden. Hier zeigt sich ein diffiziles Spannungsfeld, das teilweise in feministisch geprägten Untersuchungen diskutiert wird – nicht nur, aber auch anhand der Medien (vgl. Kapitel 2.3.3). Exemplarisch konturiert werden soll dies im Folgenden anhand der Komplexe Genrekompentz und weibliche Praxen der Medienaneignung, spezifischer Anrufungen von *Germany's Next Topmodel*, Schönheitshandeln und Selbstermächtigung.

Die weibliche Genrekompentz stellt ein kontrovers diskutiertes Feld in der Forschung dar. Für einige spezifische Kontexte wurde dieser Bereich bereits vielfach untersucht, vor allem in Bezug auf serielle Formate (vgl. bspw. Ang 1989, Götz 2002c). Das Genrewissen, das Mädchen und Frauen als Kompetenz empfinden können, das Diskussionen mit anderen stimuliert und so zu Vergnügen führt, sowie die Tatsache, dass der Medientext offensichtlich an biographisch wichtige Themen anknüpft, lässt sich auf der einen Seite als Stärkung von Mädchen und Frauen interpretieren. Hier kann bspw. ein eigener Raum entstehen, in dem sie Zeit und Entlastung für sich suchen, sich in ihrem Kompetenzgefühl stabilisiert und gestärkt fühlen, ihre lebensweltlich relevanten Bezüge thematisiert und inszeniert sehen, in dem sie Resonanz finden und in Rezeption oder Aneignung in der Gemeinschaft affektiv und kognitiv Vertrautheit erleben. In diesem Sinne bieten Medientexte für Praxen auf Subjektebene das Potenzial, »Spiel- und Experimentier-Räume« (King 1997: 34) bereitzustellen. (Es ist bezeichnend und wirft ein Licht voraus auf die folgenden Ausführungen, dass diese Beschreibungen ebenso zutreffend für Praxen des Schönheitshandelns sind.)

Damit stimmig lässt sich bspw. der Befund dieser Arbeit interpretieren, dass die Befragten vielfach unkonventionelle Settings von Fotoshootings in *Germany's Next Topmodel* als faszinierend thematisieren. Im Sinne der ausgeführten Deutung inszeniert die Sendung damit für Mädchen anschlussfähige Experimentierräume, die sie selten in Medien finden.

In diese Auslegung von Medientexten als Ressourcen für Rezipientinnen lassen sich in Bezug auf *Germany's Next Topmodel* einige spezifische Facetten der Sendung einordnen, die sie vom Großteil der sonstigen (TV-)Formate abhebt. Auch in einigen Forschungen wird darauf als partiell positives Moment der Sendung verwiesen (vgl. bspw. Stach 2009, Götz/Mendel 2016.) Derart interpretiert inszeniert die Sendung durchaus fortschrittlich in einer Umkehrung der Geschlechterverhältnisse eine weiblich dominierte Sphäre, in der Mädchen/Frauen in Leistungssituationen im Mittelpunkt stehen:

5 Auch Knüttel (2011) macht auf diesen Aspekt aufmerksam anhand der Berichterstattung zu *Germany's Next Topmodel*, in der sie »Bilder hysterischer und nicht ernst zu nehmender Weiblichkeit« (ebd.: 132) erkennt.

- In keiner anderen populären deutschen Castingshow hat so eindeutig eine Frau die Führungsposition inne, sitzt der Jury vor und fungiert als Leitfigur⁶.
- Die ausschließlich weiblichen Kandidatinnen werden als eigenständige Figuren mit eigener Persönlichkeit in einer Leistungssphäre dargestellt⁷. Es gibt wenig Szenen, in denen die Kandidatinnen als (hetero-)sexuelles »Beziehungsobjekt« auf erotischer Basis inszeniert werden⁸.
- Die Kandidatinnen messen sich nicht in Konkurrenz zu Jungen/Männern, sondern ausschließlich im Wettbewerb mit Gleichgeschlechtlichen.

Durch diese Auslegung besteht allerdings die Gefahr, die Verbindung von weiblichem Geschlecht und bestimmten Aneignungsmodi, Bedürfnissen, Vorlieben und/oder Erfahrungsbezügen zu essenzialisieren und naturalisieren und dadurch zu stabilisieren und perpetuieren in der Selbst- und/oder gesellschaftlichen Wahrnehmung und Anrufung. Ebenso problematisch ist, dass sich die beschriebenen Momente paradigmatisch dafür lesen lassen, wie stark spezifische Sphären weiblich codiert funktionieren, und dadurch evident wird, dass diese Räume einige der wenigen sind, in denen sich Mädchen und Frauen vertraut bewegen. In diesem Sinne zeigen sich hier zwar Möglichkeiten für Kompetenzen und Ressourcen; diese verweisen aber gleichzeitig darauf, in welchen Räumen sich Mädchen und Frauen wiederum *nicht* als kompetent erleben. Vor allem die Lifestyle- und Konsumsphäre ist es demnach, die als legitimer Teil der weiblichen »Selbstverwirklichung« gesellschaftlich akzeptiert ist (vgl. Hark/Villa 2010). Hier schließt sich der Kreis zur Foucaultschen Gouvernementalitätstheorie: Die Selbstsorge somatischer Technologien und Modi lässt sich für weibliche Subjekte als primäre Form der Beschäftigung mit sich selbst lesen, die gesellschaftlich für (und von) Mädchen und Frauen als legitim und angemessen wahrgenommen wird, als Möglichkeit der Selbstverwirklichung, der Findung und Repräsentation der eigenen Identität über Körperstrategien und -modifikationen. Dies lässt sich insofern problematisieren, als dass diese Räume durch ihre Begrenztheit markiert sind. Darüber hinaus stellen sie

-
- 6 Vgl. zu dieser Diskussion auch die »Auszeichnung« der Zeitschrift Emma, mit der diese Heidi Klum 2009 als Pascha des Monats titulierte (<https://www.emma.de/artikel/pascha-des-monats-heidi-klum-263960>, Stand 18.2.2019).
- 7 Diese Kriterien sind in leicht abgewandelter Form dem Bechdel-Test entnommen. Dieser Test entwickelte sich aus der Kritik an fiktionalen Fernseh-/Kinoformaten, diese würden weibliche Figuren ausschließlich in Bezug zu männlichen Figuren inszenieren. Diese Stereotypisierung weiblicher Figuren will der Test anhand von drei bzw. vier Fragen ermitteln/belegen: Gibt es mindestens zwei Frauenrollen? Sprechen sie miteinander? Unterhalten sie sich über etwas anderes als einen Mann? Haben die Figuren einen Namen? (Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Bechdel-Test>, Stand 18.2.2019.)
- 8 Die männlichen Juroren werden offenbar als freundschaftlich-hilfsbereit bzw. Autoritäten gezeichnet und angeeignet und nicht als Partner. Ein interessantes Phänomen ist die dezidierte Inszenierung von männlichen Jurymitgliedern in Model-Castingsendungen als homosexuell. Sie werden in diesem Zuge stereotyp-klischeehaft gezeichnet als emotional, exaltiert, freundlich, empathisch – quasi als Gegenpart zu den strengen Autoritäten, die die Jurymitglieder sonst darstellen.

strukturell trivialisiert-abgewertete Sphären dar⁹. Hier fügen sich bspw. stimmig die Aushandlungen der Jugendlichen zu Negativbildern des Aussehens ein, in denen sich die Abwertung von zu starken Verweisen auf Weiblichkeit abbildet, die mit Eigenschaften wie Künstlichkeit, Oberflächlichkeit, Banalität, Übertriebenheit assoziiert wird¹⁰.

Als Kontrapunkt zur ausgeführten positiven Auslegung lässt sich also kritisieren, dass durch eben diesen Verweis in vergeschlechtlicht-weibliche Sphären konnotiert mit spezifisch-stereotypen weiblichen Kompetenzen die Inszenierungen in *Germany's Next Topmodel* nichts anderes als kontemporäre Anrufungen an Mädchen und Frauen widerspiegeln. Diese Repräsentationen neoliberaler Rationalitäten und zeitgenössischer Sichtbarkeiten von Frauen sind in den letzten Jahren in der Öffentlichkeit unter diversen Bezeichnungen aufgetaucht, bspw. »neue deutschen Mädchen«, »Frauen auf der Überholspur«, »Alpha-Mädchen«, »neue Feministinnen« oder »Top Girls«. Anhand Letzterer zeichnet McRobbie (2010) exemplarisch nach, wie die neoliberale Gesellschaft zwar durchaus Räume der Sichtbarkeit für erfolgreiche weibliche Subjekte bereitstellt. Diese bleiben aber, so McRobbie, auf ein »Terrain des unzweifelhaft und beruhigend Weiblichen« (ebd.: 95) beschränkt und erzeugen so neue Zwänge:

»In diesen Lichtkegeln werden Frauen dazu angehalten, aktiv die Produktion ihrer selbst zu verfolgen. Sie müssen zu gnadenlosen Richterinnen ihrer selbst werden. Die visuellen (und verbalen) Diskurse öffentlicher Weiblichkeit erobern sich zunehmend spektakuläre Räume in Form von Schauplätzen, Ereignissen, Narrativen und Veranstaltungen im Kulturbereich. Die Konsumsphäre produziert eine Ausweitung und Vervielfältigung von Anrufungen an junge Frauen – und bestraft, so scheint es, diejenigen, die diesen Anrufungen nicht nachkommen wollen oder können, härter denn je. In der Folge wird es zunehmend schwieriger, als weibliches Subjekt zu funktionieren, ohne sich den Selbsttechnologien zu unterwerfen, die für das spektakulär Weibliche konstitutiv sind.« (Ebd.: 95)

Dieses enge Normenkorsett für Frauen und Mädchen, das sich auch in den Befunden dieser Arbeit abbildet, findet sich in der feministischen Literatur häufig konkretisiert anhand von Analysen beruflicher Räume (vgl. Hollows 2000, Degele 2004, McRobbie 2010): Gerade in der männlich codierten Berufswelt unterliegen Frauen und Mädchen demnach einerseits dem Druck, nicht zu stark weiblich aufzutreten, um ernst genommen zu werden. Andererseits herrscht der Zwang, weibliche Verweise sichtbar zu machen, um nicht Gefahr zu laufen, vermännlicht gelesen zu werden. Als »power-dressing« fand diese Erscheinung in den 1970er und 80er Jahren erstmals ihren Weg in die Terminologie des öffentlichen Diskurses. Degele (2004) beschreibt das Spannungsfeld, das damit bedient wird, sehr prägnant: »Zusammengefasst soll das power-dressing also Sexualität reduzieren und dennoch Weiblichkeit erhalten. Genau dann aber geraten

9 Prokop/Stach (2012) kommen in ihrer Studie zu ähnlichen Ergebnissen und bezeichnen dies als »Abwertung des weiblichen Lebenszusammenhangs«.

10 Im feministischen Diskurs herrscht Uneinigkeit im Umgang mit Stereotypen des Weiblichen. Eine »Verdammung« dieser Stereotypisierungen wird partiell abgelehnt, da dies Devianz und Diskreditierung perpetuiert und/oder zum Verschwinden von weiblich Codiertem führen kann. Diese Debatte entlädt sich bspw. in der Debatte im Umgang mit der Farbe Pink (vgl. bspw. <https://maedchenmannschaft.net/pink-stinkt-nicht-ihr-lauchs/#more-52827>, Stand 15.2.2019).

Weiblichkeit und Professionalität in ein Dilemma. Es besteht darin, dass sich Frauen sowohl als begehrenswert wie auch als zurückhaltend inszenieren müssen« (ebd.: 148). McRobbie (2010) spitzt die Analyse noch zu, wenn sie für die Gegenwartsgesellschaft eine »postfeministische Maskerade« diagnostiziert, der sich Frauen – scheinbar selbst-gewählt – unterwerfen:

»Denjenigen Frauen, die sich in das Feld der Erwerbstätigkeit, der Berufstätigkeit und der Öffentlichkeit begeben haben, die bis dato als männliche Bereiche gekennzeichnet waren, stellt die Maskerade einen Habitus zur Verfügung. Die Maskerade verleugnet die phantasmatischen, mächtigen und kastrierenden Figuren der Lesbe und der Feministin, mit denen berufstätige Frauen sonst in einen Zusammenhang gebracht werden konnten. Sie befreit Frauen von der Bedrohung durch diese Figuren, indem sie das Schauspiel der Weiblichkeit triumphierend als Exzess reinszeniert (auf der Grundlage der finanziellen Unabhängigkeit durch Berufstätigkeit), und bestärkt gleichzeitig die hegemoniale Männlichkeit, indem sie diese öffentliche Weiblichkeit befürwortet, die die neue Macht, die Frauen aufgrund ihrer ökonomischen Teilhabe zukommt, unterminiert oder zumindest erschüttert.« (Ebd.: 101f.)

Aushandlungen im Kontext dieses Spannungsfeldes lassen sich auch in den Daten dieser Arbeit lesen: Bspw. thematisieren die Mädchen im Aneignungsmodus der Orientierungssuche für den Leistungsbereich in *Germany's Next Topmodel* marginalere Anforderungen an weibliche Chiffren qua Verkörperung von Werten und Selbstaufführung qua Verhalten¹¹. Auch in den Positionierungen zu eigenen Erfahrungsbezügen zeigt sich, dass bspw. für den öffentlichen Raum von Schule/Ausbildung weniger starke weibliche Chiffren für das Äußere als angemessen ausgehandelt werden als für andere öffentliche Räume. Vor dem Hintergrund der o. g. Ausführungen lässt sich hier ein Beleg für die traditionell männlich codierte Berufs-/Leistungssphäre lesen, die starke Verweise auf Weiblichkeit und die Verortung als sexuell-begehrenswertes Objekt nicht notwendig oder sogar nachteilig macht durch deren nicht-professionellen Konnotationen von Trivialität, Banalität, Oberflächlichkeit. Bemerkenswert in diesem Kontext erscheint, dass *Germany's Next Topmodel* wie auch deren Aneignung die Kandidatinnen offensichtlich kaum als sexualisiertes Beziehungsobjekt anruft (s. o.). Möglicherweise eben dadurch, dass die Vorzugslesart die Sendung als Leistungssphäre inszeniert, spielen männliche Medienfiguren als potenzielle Partner kaum eine Rolle. Damit erklärt sich auch, dass das männliche Fachpersonal häufig als a- bzw. homosexuell effiniert inszeniert und angeeignet wird.

Eine andere Deutung bewegt sich analog zur Interpretation der Nicht-Thematisierung des Äußeren als atheoretisch-normalisierte Wahrnehmung (siehe Kapitel 6.2.a). In dieser Perspektive lassen sich die marginalen Thematisierungen von weiblich-vergeschlechtlichten Verweisen vor dem speziellen Hintergrund der Situierung der Sendung

11 Im Vergleich der Einschreibungen der Mädchen im Orientierungs- und Unterhaltungsmodus deutet sich an: Für Schönheitspraxen, die sich auf Sichtbarkeiten des eigenen Äußeren beziehen, ist partiell die Betonung anderer Werte relevant, als in der Sichtbarmachung des disziplinierten Selbst qua Verhalten.

im Modelbereich lesen, der so stark weiblich codiert ist, dass keine weiteren vergeschlechtlichten Chiffren notwendig sind. Möglicherweise spiegeln die Daten auch eine Mischung beider Auslegungen wider und/oder unterschiedliche Affirmationen und Einschreibungen aufgrund von milieuspezifischen Hintergründen (s. o.). Eine Eruiierung dieses Bereichs, bspw. in Form von Untersuchungen zu Zusammenhängen medialer Inszenierungen und gesellschaftlicher Machtverhältnisse und Diskriminierungen, stellt insbesondere vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftspolitischer Diskussionen wie der #MeToo-Debatte ein virulentes Forschungsthema dar.

Im Kontext der vorangegangenen Ausführungen soll in Bezug auf Schönheitshandeln im Alltag der Mädchen und Frauen abschließend auf die Debatte verwiesen werden, ob körpergebundene Selbstbearbeitung selbstermächtigend (vgl. Maasen 2008, Davis 2008) ist oder vor allem normativ funktioniert (Degele 2004). Analog zum powerdressing lassen sich in diesem Zusammenhang Schönheitsoperationen – als quasi äußerster Rand im Spektrum des Körpermanagements – heranziehen, um die Debatte symptomatisch zu konturieren. Die Schönheitschirurgie¹² als Phänomen der zeitgenössischen Gesellschaft hat bezeichnenderweise eine große Resonanz in der Forschung gefunden. Die Inanspruchnahme von invasiven Eingriffen dient vielen AutorInnen als paradigmatisch für kontemporäre Transformationen: Hier zeigen sich demnach alle Erscheinungen der neoliberalen Gesellschaft wie in einem Brennpunkt – Vergeschlechtlichung, Responsabilisierung, Deregulierung, Käuflichkeit, Normierungen, Verschränkung von Selbst- und Fremdtechniken, Ermächtigung, Unterwerfung oder Herstellbarkeit des Körpers sind nur einige davon. In den Diskurs fließen medizinische, ethische, (körper-)soziologische, psychologische, philosophische, medienwissenschaftliche, sexualwissenschaftliche Perspektiven ein. Diskutiert wird dabei, ob Sich-schön-machen von Frauen freiwillig und nach individuellen Maßstäben geschieht und insofern in der Gegenwartsgesellschaft ein Instrument des Empowerment ist. Oder ob Schönheitspraxen geschlechtlich vermittelt als Doing Gender primär sozial gerahmt funktionieren, als struktureller Zwang, der der Herstellung »angemessener Weiblichkeit bezeugender Körper« (Gesing 2006: 219) dient, die »spektakulär weiblich« (McRobbie 2010: 95) sind, und hervorgebracht werden durch patriarchal-heteronormative Machtstrukturen. Mit Ersterem stellen Schönheitspraxen im Sinne des feministischen Anspruchs der 1980er Jahre »Mein Körper gehört mir« selbstgewählte Entscheidungen für Modifikationen des eigenen Aussehens dar, die legitimiert sind durch den Verweis auf Selbstbestimmung und individuelle Freiheit, die subjektiv empfundenem Makel, die dem eigenen Wohlbefinden und der Annäherung an das scheinbar eigene Idealbild, in dem die Identität zum Ausdruck kommt, im Weg stehen (vgl. Maasen 2008). Mit Letzterem dagegen

12 Die American Society of Plastic Surgeons trennt bezeichnenderweise zwischen der Rekonstruktiven Chirurgie, die zur Wiederherstellung von verloren gegangenen Funktionen des Körpers oder Fehlbildungen dient, sowie der Ästhetischen Chirurgie, formverändernde Eingriffe, deren Indikationen nicht medizinisch, sondern ausschließlich durch den Wunsch des Patienten bestimmt sind (vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Plastische_Chirurgie, Stand 26.2.2019). Die Grenzen der beiden Bereiche verwischen allerdings immer mehr. Die Definition dessen, was als Fehlbildung betrachtet wird, ist hochgradig historisch, kulturell und sozial bestimmt. So verengt sich die Varianz dessen, was als Abweichung vom Normalkörper gesehen wird beständig, wie auch das Leiden des Individuums daran.

treffen auf dem weiblichen Körper die gesellschaftliche Prägung in Form von Normalisierungstendenzen und Selbstsorge zusammen, mittels dem internalisierte Diskurse umgesetzt werden, was resultiert in selbstformierenden Verkörperungen. Die Befunde dieser Arbeit deuten darauf hin, dass letztere Auslegung zutrifft. Sich-schön-machen ist demnach eine Form der Selbstführung, die gesellschaftlich virulenten Imperativen folgt, bei denen es darum geht, die Gratwanderung scheinbar widersprüchlicher Werte von normal, angemessen, besonders, Anerkennung, Kompetenz, Erfolg, weiblich, natürlich, authentisch zu erfüllen¹³.

Ein spannendes und hochaktuelles Moment für Anschlussforschung in dieser Debatte sind die Diskurse um Selbstoptimierung und (Hyper-)Normalisierung (vgl. Davis 1994, Maasen 2008, Cuntz/Krause 2012). Selbstoptimierung ist, wie in Bezug auf die Foucaultsche Konzeption ausgeführt, seit einigen Jahren ein vielfach verwendeter Begriff, um den Zeitgeist der Gegenwartsgesellschaft zu beschreiben. Die theoretische Verortung wie auch Befunde dieser Arbeit sensibilisieren allerdings dafür, dass *Optimierung* streng genommen nicht präzise bezeichnet, was kontemporäre Subjekte antreibt in ihrer Selbstformierung und -führung. Denn im Mittelpunkt steht nicht die Optimierung im Sinne stetiger Verbesserung. Zwar geht es in der Selbstsorge darum, permanent an sich zu arbeiten und dies in der Selbstverkörperung sichtbar zu demonstrieren. Leistung ist essenzieller Teil der Repräsentation – zentral ist dabei jedoch nicht zwangsläufig das Moment der Verbesserung, sprich Optimierung. Relevant ist vielmehr die *Symbolisierung der Selbstbearbeitung und Herstellung von Normalisierung*. Sichtbar wird dies bspw. in einer Studie von Davis (1994), in der sie Interviews mit Frauen führte, die sich einer kosmetischen Operation unterzogen hatten. Zentrale Erkenntnis der Untersuchung ist, dass es den Frauen nicht primär um Optimierung geht, sondern dass sie der Wunsch antreibt, »normal«, »wie jede/r andere« zu sein (ebd.: 42). Davis leitet aus ihrer Studie ab, Modifikationen des Aussehens mittels plastischer Chirurgie als leibliche Identitätsarbeit zu fassen »anstatt sie als Schönheitspraxis zu betrachten« (ebd.). Angesichts der Befunde dieser Arbeit ist dieses »Anstatt«, ist diese Trennung zwischen invasiven Eingriffen als Arbeit am Selbst auf der einen Seite und Schönheitspraxen auf der anderen Seite, nicht präzise. Denn wie es auch in der aktuellen körpersoziologischen Forschung Konsens ist, ist jede Art von Schönheitshandeln nie »nur« eine Bearbeitung des Äußeren. Sei es kosmetische Chirurgie, sei es Schminken – alle diese Modifikationen stellen letztendlich ein Kontinuum dar an Handlungen, die zwar das Aussehen bearbeiten, aber nichtsdestotrotz die Identität und das Selbst betreffen (vgl. Villa 2008a). Um die »Ernsthaftigkeit des Leidens konkreter Frauen anzuerkennen und zu verstehen« (Davis 2008: 42), braucht man sich demnach nicht auf ein (derzeitiges) Höchstmaß an Selbsttechnologien – die invasiv-somatischen – zu fokussieren; man

13 Einen Ansatz zur Überwindung der Ambivalenzen der beiden angeführten Auslegungen, mit dem Unterwerfung wie auch Ermächtigung gedacht werden kann und sogar in ihrer Gleichzeitigkeit als besonders erlebt werden, sucht Maasen (2008). Denn die Autorin sieht das anziehende Moment gerade in der Gleichzeitigkeit von (unreflektierter) Unterwerfung und selbstermächtigenden Gestaltungsmöglichkeiten in den »Ambivalenzen ästhetischer Selbstregierung«, da »jede Praxis in unterschiedlich ambivalenten Verhältnissen disziplinierende und ästhetisch-existentielle Momente enthält.« (Ebd.: 115)

kann jede Form von aussehensbezogener (Selbst)Arbeit betrachten, um Normen, Normalisierungen und Machtverhältnisse nachzuvollziehen.

Vor allem in der feministischen Literatur, Geschlechterforschung und (Körper-)Soziologie finden sich Erklärungsansätze, die diese Zwänge interpretieren im Radius patriarchaler Strukturen (vgl. bspw. Degele 2004, McRobbie 2010). Bspw. diagnostiziert Wolf (1990) einen *Mythos Schönheit*, der als strukturelles (post-)modernes Mittel zur sozialen Kontrolle von Frauen dient. McRobbie (2010) bezeichnet in Rückgriff auf Lacans Konzept das »Symbolische« als »Grundlage der patriarchalen Autorität« bzw. »Herrschaft des Phallozentrismus« (ebd.: 96), das seine Kontrolle strategisch und operativ »konzessioniert« (ebd.: 97), indem es sie auf den globalen Mode- und Schönheitskomplex überträgt. Degele (2004) resümiert in ihrer Studie die männliche Attraktivitätserwartung¹⁴ als Maßstab für weibliche aussehensbezogene Selbsttechniken, die sie als Macht über Frauen analysiert, die in leidvollem Selbsterleben von Mädchen und Frauen resultiert:

»Wenn Normen als Zwänge erfahren werden, die vor allem bei Frauen bis zur Blockierung von Selbstvertrauen, Sicherheit und einem entspannten Selbstverhältnis durchschlagen, ist Macht, Herrschaft und Unterdrückung im Spiel. Schönheitsnormen und -zwänge sind auf der oberflächlichen Ebene wechselnder Moden nicht angemessen zu verhandeln, sondern berühren tiefere Schichten der Ausbildung von Identität und Geschlecht.« (Ebd.: 173)

Auch Penz (2010) kommt in seiner Untersuchung zu einem ähnlichen Schluss: »Mit einem Wort, seit dem Beginn der bürgerlichen Gesellschaft ist die Schönheit weiblich und ein kulturelles Konstrukt, das auf das Machtungleichgewicht zwischen den Geschlechtern verweist.« (Ebd.: 14) Andere Ansätze, die weniger auf Machtungleichgewicht und Gender Gap fokussieren, sind die des Normalismus bzw. der (Hyper-)Normalisierung (vgl. Link 2006, Cuntz/Krause 2012).

In den Befunden dieser Arbeit deuten sich in Bezug auf das Aussehen gesellschaftliche Machthierarchien an, die Frauen diskriminieren. Neben der geschilderten Abwertung von weiblichen Chiffren zeigt sich bspw., dass die Befragten für das Äußere von Frauen und Mädchen umfassendere und umfangreichere Schönheitspraktiken als normalisiert ansehen als für Männer. Ob sich allerdings Diskurse zeigen, die Weiblichkeit im heteronormativen, binären Raum einordnen, in dem Weiblichkeit verknüpft ist mit Begehrenswertsein für den männlichen Blick oder gesellschaftlichen Normalisierungen, die unabhängig sind von Patriarchat, ist nicht Gegenstand der Arbeit. Auch hier lassen sich fruchtbare Anschlussforschungen denken, die strukturelle Machtverhältnisse auf der Mikroebene der Einschreibungen von Subjekten untersuchen.

c) Kritik- und Medienkompetenz

In den Befunden zeigen sich neben den beschriebenen Distanzierungsstrategien unterschiedliche Formen der kritischen Auseinandersetzung der Befragten mit der Sendung ebenso wie mit aussehensbezogenen Normalisierungen. Als bemerkenswert zeichnet

14 In der Filmtheorie beschreibt Mulvey (1989) dieses Phänomen mit dem Konzept des *male gaze*.

sich ab, dass die kritischen Äußerungen und Reflexionen der Jugendlichen zur Sendung i. d. R. beschränkt bleiben auf den jeweiligen einzelnen Bereich, für den sie die Kritik verbalisieren. Im sonstigen Verlauf der Gruppendiskussionen – dies zeigt die Auswertung im Intragruppenvergleich – aktualisieren die Befragten ihre Kritik und Infragestellungen offensichtlich nicht, sondern führen ihre Aushandlungen wie davon losgelöst. In diesem Bereich wären Forschungen produktiv. Ein besonderer Fokus der Mädchen – sowohl im Hinblick auf Kritik wie auch allgemein – liegt wie ausgeführt auf Authentizität (auf das Verhalten der Personen bezogen) und Realismus (in Bezug auf die Darstellungen des Settings u. ä.) des Gezeigten. In den Befunden dieser Arbeit deutet sich an, dass das Verhalten der Kandidatinnen größtenteils als authentisch gewertet wird. Angezweifelt wird vor allem die Realistik/Glaubwürdigkeit der Sendung. Auch hier wären Anschlussforschungen wichtig und produktiv. Interessant wäre bspw. zu prüfen, ob Authentizität und Realismus generell eine »Währung« in der Medienaneignung darstellen (vgl. Hackenberg/Selg 2012) und ob die RezipientInnen tatsächlich zwischen beidem differenzieren.

In der Auswertung wird darüber hinaus sichtbar, dass die kritischen Auseinandersetzungen und Zweifel der Mädchen nicht – bzw. nur selten und in Ansätzen – zu einer Infragestellung der Sendung und deren Glaubwürdigkeit führen. Zu davon abweichenden Ergebnissen kommt Stehling (2015) in ihrer Studie. Sie konstatiert »brüchige Lesarten« im Kontext der Verhandlungen zum Erfolg der Kandidatinnen im Anschluss an die Sendung. Daraus entstehend erkennt Stehling bei den befragten Studentinnen generelle Rückschlüsse zur Glaubwürdigkeit von *Germany's Next Topmodel*: »Des Weiteren sehen auch die GNTM-Zuschauerinnen den Erfolg der Gewinnerinnen als nicht nachhaltig an und sprechen der Sendung somit einen nur geringen »Realitätswert« zu.« (Ebd.: 269) Auch stellt Stehling in ihrer Untersuchung häufiger das Auftreten von Kritik fest im Vergleich zu den Befunden dieser Arbeit. Diese zeigt sich zudem elaborierter, bspw. in Bezug auf Stereotypisierung oder Sexualisierung der weiblichen Medienfiguren. Diejenigen Variablen des Samples, die sich im Vergleich dieser Arbeit und der Untersuchung von Stehling unterscheiden, verweisen darauf, dass Alter und/oder Bildungsgrad der Befragten ursächlich für die Unterschiede in der Art der kritischen Aneignung sein könnten. Dies fügt sich stimmig ein in die ausgeführten Befunde dieser Arbeit, nämlich dass mit steigendem Alter offensichtlich die Involviertheit, Emotionalität und/oder Intensität in der Aneignung sinken. Wenn nun Bildungsnähe und/oder ein höheres Alter zu einem höheren Abstraktionsgrad befähigen und dazu, die Medieninhalte auf einer übergeordneten Ebene zu analysieren und infrage zu stellen, vermutlich gepaart mit größerer Genre- und Medienkompetenz, dann öffnet das möglicherweise Raum für Distanzierungen, Ablehnungen und Infragestellungen der Realistik der Sendung generell.

Die Differenzierung verschiedener Arten der Kritik, wie sie in der Befundung dieser Arbeit vorgenommen wird, zeigt, was für Möglichkeiten die Förderung von Medienkompetenz innehat. Die Existenz dessen, was als eigensinnige Kritik skizziert wird, bietet fruchtbares Potenzial für Forschungen, die sich bspw. damit beschäftigen, wie strukturelle Verhältnisse denk- und sichtbar gemacht werden können (vgl. Schaffer 2008b).